

Nr. 133 Bromberg, den 28. Dezember 1924.

Feuer am Nordpol.

Roman aus der Gegenwart von Karl-August von Laffert.

(24. Fortsetzung.)

Telegramm Nagels an Günther.

Vom zweiten Ausfluge nach Petrolea zurück. Sanders stellte mit Sicherheit ein ausgiebiges Öllager in nur 208 Meter Tiefe fest. Die obersten 90 Meter bestehen aus Eis. Es folgen etwa 50 Meter Alluvialgeschiebe, eine kurze Verwerfungsschicht Granit, während der ganze Rest aus Tonschiefer besteht. Hiernach können Sie Stärke und Länge des nötigen Bohrmaterials genau ermessen, das sobald wie möglich hergeschafft werden muß.

Die Ergiebigkeit der zunächst von uns zu erbohrenden Quelle schätzt Sanders auf 20 Tonnen pro Tag. Sie würde zum Betriebe aller Maschinen und Anlagen für Petrolea und Platinia ausreichen. Weitere, sehr viel mächtigere Quellen liegen in größeren Tiefen. Deren Aufschließung soll als zweites eingeleitet werden, sobald sich übersehen läßt, wann der Transport und die Aufstellung der großen Rohölmotoren beendet sein kann.

Erbohrung der Quellen ist meiner Ansicht nach auch im Winter möglich. Der Transport der Maschinen erfolgt dagegen besser vorher, weil sich die Witterungsverhältnisse in der schlechten Jahreszeit noch nicht übersehen lassen. Die Flüge hierher erfolgen jetzt mit großer Sicherheit, da unsere Führer sich an die bestehenden Verhältnisse gewöhnt haben.

Schreiben Hugos an Blankenburg in Kalmikowskaja (in verabredeter Geheimschrift).

Lieber Herr Blankenburg!

Freue mich, daß Nordland-Unternehmen einzuschlagen scheint. Jetzt habe ich aber genug Geld hergegeben. Ziehen Sie einmal das Fazit im Hauptbuch. Die Summe ist beachtenswert groß. Von heute ab muß die Gesellschaft auf eigenen Füßen stehen. Also heißt es Platin verkaufen. Sie haben ja genügenden Vorrat. Der anfangs stark gefallene Preis, verursacht durch das blödsinnige Geschrei der Zeitungen von einer Platinflut, hob sich bereits wieder, als man merkte, daß wir bisher nichts abgaben. Treten Sie der amerikanischen Offerte näher. Die Yankees müssen aber mindestens 1000 Kilogramm fest kaufen.

Vertraulich teile ich mit, daß Frankreich sprungbereit sitzt. Augenblicklich rührt es sich noch nicht. Sollte aber die Anlage der weltversorgenden Kraftstation ernst werden, dann fürchte ich, wird es mit gewohnter plumper Hand zulangen.

Einer meiner fähigsten Maschinenkonstrukteure, Kersten mit Namen, im Feldzuge Artillerieoffizier und später Flieger, hat ein von mir gebilligtes Projekt zur Verteidigung Nova Thules ausgearbeitet. Ich schicke ihn nach Kalmikowskaja. Dort soll er mit seinen Gedanken hervortreten, als wenn sie seinem Hirn allein entsprungen wären. Der gute Stratoff wittert sonst sofort wieder Intrigen.

In Nova Thule sehe ich innere Schwierigkeiten voraus. Die Annexion für Deutschland steht doch nur auf dem Papier und ist von niemand anerkannt, am wenigsten von unserer eigenen Regierung. Also existiert keine Möglichkeit, etwaige Vergehen oder gar Verbrechen anders als durch Faustrecht zu ahnden. Und dabei können Streiks, Unruhen oder Sabotageakte von feindlichen Agenten provoziert werden, die sich dann auf ihre Unverletzlichkeit berufen.

Vor allen Dingen ist also die Aufstellung einer gut bezahlten und absolut zuverlässigen Polizeitruppe nötig. Sodann stelle ich zur Erwägung, ob Nova Thule sich nicht als selbständigen Staat proklamieren soll. Besprechen Sie das mit Stratoff und eventuell mit dem russischen Außenkommissar. Es kann ja unter der Hand festgesetzt werden, daß diese Handlung alle etwaigen Vorrechte Rußlands und Deutschlands unangetastet läßt.

Grüßen Sie Stratoff herzlichst. Obgleich er einer der wenigen fähigen Männer Rußlands ist, bleibt er mir doch immer gleich unangenehm. Hugo.

*

Artikel aus dem Bukarester „Adverul".

Gestern fand in aller Stille in Schloß Saratu die Trauung der Fürstin Linda Lahory mit Herrn Alexander Stratoff statt. Die jugendlich schöne Braut entstammt der alten Fanariotenfamilie der Ypsilanti, deren Angehörige mehrfach als türkische Verweser unser Land regierten. Ihr erster Mann, Fürst Lascar Lahory, fiel vor drei Jahren einem Unglücksfall zum Opfer.

Daß Fürstin Linda einen einfachen Herrn Stratoff heiratet, wird nur den wundern, der nichts Näheres von der Persönlichkeit des jungen Gatten weiß. Er gehört zu dem neu heraufkommenden Geschlecht jener Tatmenschen, denen erst der große Krieg und die Revolution den Weg zur Entfaltung ihrer Anlagen freimachten. Besonders in dem durch äußere und innere Feinde verwüsteten Rußland gehörte eine kraftvolle Persönlichkeit dazu, um das zu erreichen, was Alexander Stratoff geleistet hat. Eine ganze Provinz, ein neuentstandenes Musterreich im großen Rußland ist seine eigenste Schöpfung. Dort in Kirgisia entstanden auch die ersten Pläne zu jenem Unternehmen, das jetzt die ganze Welt in Spannung erhält. Die Entdeckung und Ausbeutung des neuen Kontinents am Nordpol, der sogenannten Nova Thule.

Die jetzige Frau Stratoff gehörte mit zu den Gründern der germano-russischen Nordlandkompanie. Sie begleitete ihren Gatten auf dem vorjährigen Erkundungsfluge nach dem Pol, eine Leistung, die für eine verwöhnte, schöne und gefeierte Frau etwas geradezu einzig Dastehendes bedeutet. Bei dem Schiffbruch eines der Flugzeuge soll sie nur durch ihre bewundernswerte Energie und Todesverachtung ihrem jetzigen Manne das Leben gerettet haben. Was war natürlicher, als daß diese beiden durch die gleichen Interessen und durch denselben Drang nach Betätigung ihrer Persönlichkeit ausgezeichneten Menschen sich achten und lieben lernten!

Wir wünschen dem jungen Paare einen weiteren Aufstieg auf dem begonnenen Wege des Fortschrittes und der Neuschöpfungen, der allein die wahre Kultur der Menschheit verbürgt.

*

Funkentelegramm von Platinia über Archangelsk.

An Herrn und Frau Stratoff in Kalmikowskaja!

Im Namen aller Angestellten und Beamten von Nova Thule senden wir aufrichtigste und herzlichste Glückwünsche den Neuvermählten. Nagel, Sanders.

Kurz vor Beginn der schlechten Jahreszeit traf Hugo in Platinia ein. Der erste spätsommerliche Schneewettersturm zwang zum raschen Eintritt in das Regierungsgebäude, wo sich auch die Gasträume befanden. In der Empfangshalle wurde Hugo von Sanders und Nagel erwartet.

„Gefrühstückt habe ich noch im Flugzeug", rief er den Herren zu. „Also kann die Arbeit beginnen. — Was gibt es Neues?"

„Seit heute morgen 1 Uhr ist Nova Thule ein selbständiger Staat", sagte Nagel. „Die gleichzeitig in Platinia und Petrolea vorgenommene Abstimmung aller Männer und Frauen ergab mit überwältigender Stimmenmehrheit die Wahl von Herrn Sanders zum Präsidenten der neuen Republik."

„Meine besten Glückwünsche. Herr Präsident. Haben Sie bereits ein Ministerium gebildet?"

„Nach den mit Stratoff getroffenen Abmachungen wird mir ein Direktorium von fünf Männern zur Seite stehen. Es besteht aus zwei Ingenieuren, darunter Herrn Nagel, einem Verwaltungsbeamten und zwei Kaufleuten. Zwei darunter sind Russen, ein paar tüchtige und intelligente Männer. Stratoff übernimmt die Vertretung des neuen Staates Rußland gegenüber sowie im Verkehr mit den übrigen Mächten. Die letzte Entscheidung in allen Dingen bleibt aber mir, dem Präsidenten, vorbehalten."

„Und welche Gesetze sollen gelten?"

„Die russischen, soweit wir sie nicht ergänzen oder einschränken."

„Ich halte Ihr Vorgehen für das einzig Richtige", erklärte Hugo. „Neugierig bin ich aber doch, wie die Mächte sich dazu verhalten werden. Von Frankreich haben wir jedenfalls die ernstesten Schwierigkeiten zu gewärtigen."

„Wir rechnen damit", sagte Nagel. „Zu meinem Ressort gehört auch die Landesverteidigung. Hauptmann Kersten, der von Ihnen uns gesandte Kriegssachverständige, war nicht untätig. Jedenfalls bereiten wir uns für das kommende Jahr auf einen französischen Angriff vor. Zunächst hat Martens vier gewaltige Kampfflugzeuge erbaut, die durch ihre starke Panzerung für die kleinen Geschosse feindlicher Flieger fast unangreifbar sind. Unsere Hauptstärke aber werden die geplanten Verteidigungsanlagen bilden, die mit neuartigen Maschinengewehren ausgerüstet sein sollen."

„Trotzdem wird Frankreich alles versuchen, Nova Thule zu vernichten. Doch nun zu den übrigen Geschäften. Ich sehe, der Schneesturm hat sich gelegt. Machen wir einen kleinen Rundgang."

In der Garderobe zogen die Herren pelzgefütterte Ledermäntel und weite, bis zu den Knien reichende Pelzüberschuhe an. Ein dicker Baschlick schützte Kopf und Ohren. Dann ging es durch die mit Kautschuk gedichteten Doppeltüren ins Freie.

„Woher bezogen Sie die Wohnhäuser?" fragte Hugo.

„Es ist ein schwedisches Fabrikat, ganz aus Holz mit abgedichteten Doppelwänden und dazwischenliegender Luftschicht. System Thermosflasche. Die elektrische Heizung gewährt auch bei stärkster Außenkälte eine angenehme Temperatur."

Sie betraten das dicht neben dem Regierungsgebäude liegende Fabrikgrundstück, das zum Schutze vor den ewigen Stürmen durch eine hohe Bretterwand eingefriedigt war. Nagel wies erklärend auf die einzelnen ebenfalls ganz aus Holz hergestellten Häuser.

„Links ist der Maschinenraum mit je zwei Rohölmotoren und Dynamos. Einer reicht zum Betriebe aus, der zweite dient nur als Reserve, da wir noch keine größere Reparaturwerkstätte besitzen. Alles bei den Gebäuden verwandte Holz wurde feuersicher imprägniert. Daneben der Akkumulatorenraum. Rohöl- und Benzinvorräte sind dicht dabei unterirdisch untergebracht. Weiter rechts folgt die Funkenstation mit kleiner Antenne direkt auf dem Dache. Die Reichweite genügt bis Archangelsk. Anschließend befinden sich die Wohnräume der Angestellten und Arbeiter."

„Die möchte ich sehen," sagte Hugo.

Sie betraten das langgestreckte, niedrige Gebäude. Wohlige Wärme empfing sie, so daß auf Anraten von Sanders Mäntel und Kopfschutz abgelegt wurden. Ein langer Gang mit Oberlicht, daneben beiderseits die Zimmer. Hübsche Bilder, Spiegel und ein durchlaufender grüner Läufer milderten den kasernenmäßigen Eindruck. Nagel öffnete eine Tür.

„In jedem Zimmer wohnen nur zwei Mann", erklärte er. „Die Winternacht stellt derartige Forderungen an Leib und Seele, daß wir es jedem so bequem wie möglich machen wollten."

Die kleinen Stuben glichen einfachen, aber nett eingerichteten Schiffskojen. Gemütlichkeit und Raumersparnis waren in glücklichster Weise vereinigt.

„Ingenieure und Angestellte wohnen ebenfalls zu zweit, nur in etwas größeren Zimmern," bemerkte Nagel.

Sie betraten das Arbeiterkasino, bestehend aus Eßsaal, Spielzimmer und Leseraum. Zwei Frauen waren mit der Säuberung beschäftigt.

„Damen gibt es auch bereits hier?" fragte Hugo verwundert.

„Es sind jetzt im ganzen zehn Ehepaare vorhanden," sagte Sanders. „Die Frauen machen sich sehr nützlich. Anfangs waren sie als Bureaudamen und Krankenschwestern hier, es gab aber eine derartige Konkurrenz um die Gunst dieser wenigen Angehörigen des schönen Geschlechts, daß es fast zu Mord und Totschlag gekommen wäre. Sie sollten also wieder verschwinden. Doch ihre betreffenden Freunde wollten sie nicht fortlassen, so daß wir in eine Heirat willigen mußten."

Sie besuchten noch das Kasino der Angestellten, die Küchen- und Vorratsräume, die Badezimmer und sonstige Einrichtungen. Hugo war sehr befriedigt.

„Fast unerklärlich, wie Sie das in derartig kurzer Zeit leisten konnten!" meinte er.

„Es war aber auch nur möglich, weil alles bereits fix und fertig in Archangelsk lag. Man brauchte es nur heranzutransportieren und zusammenzusetzen. Natürlich war die geregelte Leistungsfähigkeit der Flugzeuge Vorbedingung; und die versagte nicht, weil die Martensschen Konstruktionen wirklich unübertrefflich sind."

Durch einen anschließenden Gang betraten sie die Fabrikräume, wo alles in vollster Tätigkeit begriffen war. Auf einer aus der Erde kommenden, schwach geneigten Rampe gelangten die elektrisch betriebenen Loren direkt bis in den Stampf- und Schüttelraum. Hier wurde das Rohmaterial des kostbaren Erzes unter Eisenhämmern zermahlen und später durch verschiedene Siebe gereinigt. Nachdem es so von den gröbsten Beimengungen des Gesteins befreit war, gelangte es direkt zur Verfrachtung. Die hüttenmäßige Herstellung des Reinmaterials erfolgte erst in Uralsk.

„Der Betrieb ist hier recht einfach," meinte Hugo, „sonst hätten Sie auch nicht diese großen Mengen Platin fördern können, die jetzt bereits die ganzen weiteren Unkosten des Werkes zu decken vermögen."

Durch einen kleinen Lift gelangten sie auf den Boden des Schachtes. Auch hier herrschte eine gleichmäßige Wärme, während das frisch losgehauene Gestein noch Gefriertemperatur aufwies. Die Arbeiter standen in mannshohen, hell erleuchteten Stollen und vermochten ohne allzu große Anstrengung ihr Werk zu vollbringen.

„Wir kommen hier völlig ohne Verzimmerung aus," erklärte Nagel. „Das ganze Gebirge ist fest gefroren und gelangt auch durch unsere Heizungsanlagen nur oberflächlich zum Tauen. Dagegen leiden die Leute sehr unter Rheumatismus, verursacht durch die Temperaturunterschiede zwischen der warmen Luft und dem kalten Gestein, in dem sie arbeiten müssen. Wir sind jetzt bei der Einrichtung eines russisch-römischen Bades begriffen, das in einigen Tagen vollendet ist."

In der noch kleinen Grube blieb nicht mehr viel zu sehen. Nachdem sie mit dem Lift wieder oben angelangt waren, fragte Hugo:

„Was macht die Wünschelrute, Herr Präsident? Waren Sie fleißig an der Arbeit und gelangten Sie zu neuen wichtigen Ergebnissen?"

„Hier in Platinia interessierte mich natürlich vor allem das merkwürdige und anscheinend ganz vereinzelte Vorkommen unseres Edelmetalls. Bisher fand ich nur diese einzige Ader, die allmählich nach unten führt und von mir noch in einer Tiefe von sechshundert Meter verfolgt werden konnte."

(Fortsetzung folgt.)

Der geheimnisvolle Marquis.

Der Chloroform-Salon.

In Frankreich erregt folgender Vorfall große Sensation: In der Nähe von Dinard, auf einem sturmgepeitschten Vorgebirge, erhebt sich eine mittelalterliche Burg, die unter dem Namen Priorei-Schloß bekannt ist. Dieses Schloß war lange Jahre unbewohnt, da niemand Lust verspürte, in seinen verfallenen Mauern sich häuslich einzurichten. Deshalb war es für den Eigentümer eine angenehme Überraschung, als sich vor einigen Monaten ein gewisser Marquis von Champauvert dort einmietete, indem er die Absicht kundtat, den Sommer hier zu verbringen. Zur Bedingung wurde gemacht, daß niemand den Marquis und seine hohe Gattin während dieser Zeit besuchen sollte, auch sah der hohe Gast davon ab, irgendwelche Dienerschaft in die Burg mitzubringen. Die romantische Veranlagung des Marquis und seiner Gattin gab zwar Veranlassung zu Schwätzereien unter den Landleuten, aber wie es in solchen Fällen immer ergeht: auch über die seltsamen Neigungen des Marquis wuchs das Gras des Sommers.

Vor einigen Tagen nun beliebte der Marquis aus seiner Reserve herauszutreten. Er benachrichtigte einige der ersten Juweliere in Paris, daß er die Absicht habe, seiner Gattin als Geburtstagsgeschenk einen Diamanten,

ein Perlenhalsband und andere Schmuckstücke zu kaufen. Die verlangten Gegenstände stellten einen Wert von etwa 800 000 Franken dar, einen Betrag also, der nicht von der Hand zu weisen war. Die Juweliere wurden gebeten, den Marquis in seinem Schlosse aufzusuchen und eine Auswahl der Wertgegenstände mitzubringen. Diese mögen wohl mit den Zungen geschnalzt haben, als sie die Aussichten dieses „fetten" Auftrags erwogen, aber je länger sie darüber nachdachten, um so mehr kamen sie zu der Erkenntnis, daß dieses Geschäft zu schön sei, um wahr zu sein. Sie benachrichtigten die Polizei und zogen Erkundigungen über den Marquis ein. Auch diese traute dem Marquis mit den absonderlichen Neigungen nicht und sprach zunächst seine Verhaftung aus. Nun wurde eine Durchsuchung des Schlosses vorgenommen. Dabei ergab sich, daß sich in den mittelalterlichen Ruinen ein elegant ausgestatteter Salon befand, in dem der Marquis offenbar seine Juweliere zu empfangen beabsichtigte. Die Wände dieses Zimmers waren dick gepolstert und mit Röhren versehen, die hinter Tapisserien verborgen waren. Diese Röhren dienten dem Zweck Chloroform zu leiten, wie eine elektrische Pumpe im Keller erwies, durch welche das Betäubungsmittel in die Höhe gepumpt werden sollte. Im Keller fand man außerdem 70 Kilogramm dieses Chloroforms, während in einem Autoschuppen ein fahrbereites Auto stand. Die Absichten des Marquis ließen sich nun leicht erraten. Falsche Papiere, die auf verschiedene Namen lauteten und die der Marquis mit sich führte, erhöhten den Verdacht, daß man einen Verbrecher vor sich habe.

Und in der Tat: Schon nach wenigen Stunden identifizierte man den Marquis mit einem alten Bekannten, Joseph Passal. Passal wird nämlich von der französischen Polizei schon lange gesucht. Er hatte vor zwei Jahren in Nantes eine „Kanadische Motorengesellschaft" „ins Leben" gerufen und war, nachdem er von den gutgläubigen Autokauflustigen eine Million Franken erschwindelt hatte, flüchtig gegangen.

Der flotte Marquis erinnert ohne Zweifel an Manolesku, den „Fürsten der Diebe", nur scheint er bei all seiner Großzügigkeit nicht das gleiche Maß von Schlauheit wie jener zu besitzen. Er hat auch bereits ein volles Geständnis abgelegt, wenngleich er behauptet, daß es nicht in seiner Absicht gelegen sei, seine Opfer zu töten. Mit ihm hat man auch die Pseudo-Marquise in Haft genommen, eine im Pariser Nachtleben nicht unbekannte Frau mit Namen Gisela von Gisors. Sie schien dem Schwindler besonders deshalb als Gefährtin geeignet, weil sie schöne Kleider besaß und ihm so als ebenbürtige Marquise zur Seite stand. — Dieser Fall dürfte in der französischen Kriminalogie der letzten Jahrzehnte einzig dastehen.

Wechselvolle Fürstenschicksale.

Attentate und andere Abenteuer.

Von Max Rose.

(Nachdruck verboten.)

Mit rauher Hand greift oft das Schicksal in das Leben der Menschen ein. Es macht keinen Unterschied und fragt nicht, ob hoch oder niedrig. Ob sie auch wandelten auf der Menschheit Höhe, dem ihnen voraus bestimmten Geschick entgingen sie nicht, auch nicht die — Fürsten. Ein Napoleon, der als Herrscher die ganze Welt in Aufruhr versetzte, der sich halb Europa untertan machte, endete kläglich auf der Insel Elba. Ein Mensch nur, mit allzu menschlichen Eigenschaften wie jeder andere von uns Staubgeborenen.

Zahlreiche Throne stürzten zusammen, nachdem die Furien des Weltkrieges Europas Fluren verwüstet und die Menschheit in Not und Elend gestoßen hatten. Die regierenden Fürsten verloren Thron und Land, und mit ihren Familienangehörigen den größten Teil ihres Besitzes, wenn nicht noch schlimmeres. Das Sterben der Romanows bildete wohl den am meisten tragischen Abschluß des Lebens einer Herrscherfamilie.

Einem gleichen Geschick entgingen auch in früheren Zeiten Herrscher nicht. Um nur einige aus den letzten fünfzig Jahren vor Beginn des Weltkrieges aufzuzählen: Karl II., Herzog von Parma, fiel einem Attentat am 26. März 1854 zum Opfer, Fürst Danilo von Montenegro am 14. August 1860, Fürst Michael von Serbien am 10. Juni 1868; der türkische Sultan Abdul Aziz wurde am 4. Juni 1876 erstochen; Kaiser Alexander II. von Rußland fiel einem Bombenattentat zum Opfer, Nasr-ed-Din, Schah von Persien, wurde am 1. Mai 1896, die Kaiserin Elisabeth von Österreich am 10. September 1898 erstochen, König Humbert I. von Italien wurde am 30. Juli 1900 und König Alexander I. von Serbien mit der Königin Draga am 10. Juni 1903 erschossen.

Nicht immer greift das Geschick so erbarmungslos und tragisch in das Leben von Fürsten. Oft entbehrt es auch nicht einer gewissen Komik. Wenn ein Prinz aus ehemals regierendem Hause, dem nach Gesetz und Recht der Titel „Königliche Hoheit" zusteht, sein nach Millionen zählendes Vermögen genau so leichtfertig wie gewöhnliche Sterbliche verpulvert hat und um weiter „standesgemäß" leben zu können, sich in Geschäfte einläßt, die man heute als „Schiebergeschäfte" kennzeichnet, so ist das weniger tragisch als komisch.

Die Braganzas, die Nachkommen der Könige von Portugal und lange Jahre auch Anwärter auf den spanischen Königsthron, haben die Öffentlichkeit und die Gerichte fast aller europäischen Hauptstädte mehr als zuviel beschäftigt. Die Braganzas verfügten über große Vermögen aus eigenem und teilweise erheiratetem Besitz. Als Thronanwärter glaubten sie das Geld mit vollen Händen ausstreuen zu können und so gerieten sie bald in arge Geldverlegenheiten. Der eine, Prinz Miguel, wurde ein Opfer des bekannten Berliner Geldmannes Heinrich Pariser, dessen Affären lange Zeit die Wuchergerichte beschäftigten. Noch größer waren die Verluste der Familie für den jüngeren der Braganzas, den Prinzen Franz Joseph, Infanten von Portugal, der eine Wechselschuld von 7½ Millionen Mark übernahm, in der Hoffnung auf Empfang von Bargeld. Ein englisches Schwindlerkonsortium, dem er in die Hände gefallen war, gab ihm für die Wechsel wertlose Kuxe von gar nicht existierenden Diamantengruben.

Was noch zu erfinden ist.

Ein Ausblick in die Zukunft. — Ausnutzung der Naturkräfte. — Andere Daseinsformen.

Unser Zeitalter läßt sich mit Vorliebe das Zeitalter der Erfindungen nennen und nimmt im Rückblick auf frühere Zeiten so gern an, daß es sich auf der Höhe der Technik befindet. Da ist es nicht unangebracht, den Blick einmal von Gegenwart und Vergangenheit zu lösen und ihn der Zukunft zuzuwenden, d. h. diejenigen Probleme zu betrachten, die ihrer Lösung noch entgegensehen. Der drahtlose Fernsprecher, den man seit langer Zeit erstrebt hat, ist ja nunmehr in die Wirklichkeit umgesetzt; von dem erträumten Idealzustand allerdings, daß ein jeder einen kleinen Fernsprechapparat in seiner Tasche mit sich trägt, und jederzeit, wo er sich auch befinden mag, ein Gespräch mit jeder beliebigen Person anknüpfen kann, sind wir noch weit entfernt, wenn auch die Grundlagen dafür technisch durchaus nicht mehr so unmöglich sind, wie man vermeinen sollte.

Auch in der Ausnützung der Naturkräfte sind wir weit von der Erschöpfung aller Möglichkeiten entfernt. Wir lassen das Gewitter ungenutzt vorübergehen; und doch steckt im Blitz eine elektrische Kraft von ungeahnter Stärke, und nicht nur im Blitz, sondern überhaupt in der die Luft füllenden Elektrizität. Noch riesenhafter sind die Kräfte, die wir im Wind ungenutzt vorüberstreichen lassen. Handelt es sich in jenem Falle darum, die Elektrizität einzufangen und aufzuspeichern, um sie später zu verwerten, so handelt es sich hier um eine sogenannte „akute" Kraftausnutzung, das heißt um eine Kraft, die nicht aufgespeichert, sondern im Augenblick verbraucht werden muß. Es gibt heute bereits Windmotore, die allerdings erst in den primitivsten Anfängen ihrer Entwickelung stehen, was um so mehr zu bedauern ist, als sie mit einer verhältnismäßig sehr billigen Kraftquelle arbeiten. In den nordischen Ländern ist man uns übrigens in der Ausnutzung der Windkräfte weit voraus.

Eine Frage der Kraftaufspeicherung ist dann wieder jenes Problem, das auch schon seit längerer Zeit das Nachdenken der Forscher beschäftigt, nämlich die Aufspeicherung der Sonnenwärme. Eine geradezu grandiose Verschwendung ist es, wenn die Natur uns im Sommer monatelang mit Hitze überschüttet, während wir im Winter künstlich Wärme erzeugen müssen. Da einen Ausgleich herbeizuführen suchen, liegt ziemlich nahe. Und es handelt sich nur darum, einen Stoff zu finden, der die Sonnenhitze „aufsaugt" und sie, wenn er bestimmten Bedingungen unterworfen wird, wieder von sich gibt. Gelingt das, so werden wir im Winter nur ein paar Kügelchen irgendwo ins Zimmer zu legen haben, um es zu erheizen, und eine spätere Zeit wird über unsere umständliche und kostspielige Art zu heizen, einst recht mitleidsvoll die Achseln zucken. „Zu jener Zeit, als man noch den Ofen im Zimmer hatte", wird dann manche Geschichte anfangen.

Ebenso wird man möglicherweise einmal über etwas anderes die Achseln zucken, über die Art unserer Nahrungsaufnahme, die es, so wie sie heute ist, nötig macht, daß auf durchschnittlich zwei oder drei Menschen immer einer kommt, der sich fast ausschließlich mit der Nahrungszubereitung beschäftigt. Da wird der Chemiker einzugreifen haben und wird auf Grund der schon ziemlich weit vorgeschrittenen Ernährungswissenschaft irgendwelche Fertigfabrikate, viel-

leicht in Pillenform, herzustellen haben, die alle Stoffe enthalten, die der Mensch zum Leben braucht, und zwar in einer komprimierten Form, die die Masse der täglich einzunehmenden Nahrungsmittel erheblich verringert und den großen Zeit- und Kraftaufwand zu ihrer Zubereitung unnötig macht. Freilich ist es bis dahin noch etwas weiter, als bis zur Lösung der übrigen Probleme.

Wie man sieht, sind es noch hochwichtige Probleme, die ihrer Lösung harren und sie möglicherweise schon in naher Zukunft erhalten. Es ist keineswegs anzunehmen, daß sich das Leben der Menschheit immer in den Daseinsformen von heutzutage vollziehen wird.

Eine spaßige Disputation.

König Friedrich Wilhelm I. von Preußen hatte mitunter spaßige Einfälle, die er dann auch mit aller Rücksichtslosigkeit in die Wirklichkeit umzusetzen pflegte. Einmal ließ er in aller Herrgottsfrühe anspannen und fuhr in seinem Jagdwagen nach Frankfurt. Sein Hofnarr Morgenstern begleitete ihn zu Pferde. Als er in Frankfurt angekommen war, befahl er den Professoren der dortigen Universität, sofort zu erscheinen und mit dem „Hofrat“ Morgenstern — diesen Titel hatte er dem Narren verliehen — eine Disputation über das Thema zu halten: „Gelehrte sind Salbader und Narren“. Einige Professoren erschienen, die meisten aber, unter ihnen der Rektor, kamen nicht. Da schickte er kurzerhand seine Offiziere aus und ließ sie mit Gewalt in das Universitätsgebäude schaffen. Als sie angekommen waren, fuhr er sie an: „Morgenstern ist klüger als alle Professoren. Ein Quentchen Mutterwitz ist mehr wert als alle Universitätsweisheit“. Der Rektor aber weigerte sich immer noch, sich in den Redestreit mit Morgenstern einzulassen. „Was“, rief der König, „er weigert sich? Ich will ihm sagen, was mit ihm los ist. Er hat den Hochmutsnarren! Los!“ schrie er darauf. „Beweist dem Morgenstern, daß er ein Narr ist. Sonst halte ich Euch dafür!“ Die Professoren wagten nicht, dem König entgegenzutreten, und so fing die Disputation denn an. Glücklicherweise war unter den Professoren ein Mann, der die Angelegenheit von der richtigen Seite zu fassen wußte. Es war der bekannte Humanist Roloff. Er trieb den närrischen Hofrat so in die Enge und gab ihm soviel harte Nüsse zu knacken, daß das Auditorium — der König hatte die gesamte Studentenschaft zu der Disputation einladen lassen — in eine Lachsalve nach der anderen losbrach. Eine ganze Stunde ging das so. Dann erst machte der König, der sich dabei „königlich“ amüsierte, dem Spiel ein Ende, indem er in die Hände klatschte und Bravo rief. „Sieht er?“ wandte er sich dann an den Rektor, „ich freue mich, daß einer von Euch Mutterwitz und Gelehrsamkeit zugleich besitzt. Laß er nunmehr den geistigen Hochmutsteufel fahren!“

Wie Berlin gebaut wurde.

Die Hohenzollern hatten von Anbeginn an den Ehrgeiz, ihre Hauptstadt möglichst schnell zu einem ansehnlichen Ort zu machen. Der erste König von Preußen tat viel in dieser Hinsicht, und sein Nachfolger setzte dessen Bestrebungen fort. Freilich verfuhr er dabei in sehr selbstherrlicher Weise. Er schickte den Berliner Bürgern einfach eine Kabinettsorder ins Haus, wonach sie an einer bezeichneten Stelle ein Haus von vorgeschriebener Größe zu bauen hatten. „Der Kerl ist reich, soll bauen“, lautete der lakonische Befehl. Besonders lag dem König die Bebauung einer sumpfigen Stelle in der Friedrichstadt, nicht weit vom Wilhelmsplatz, am Herzen. Kurzerhand befahl er drei Generälen, einem Minister und drei Geheimen Räten, an der Stelle große palastähnliche Häuser zu bauen. Aber die Bauten erwiesen sich selbst für diese finanzkräftigen Leute als zu kostspielig; denn Tausende von Baumstämmen mußten eingerammt werden, und viele tausende Fuhren Erde und Steine mußten herbeigeschafft werden, um das versumpfte Gelände baureif zu machen. Da griff der König persönlich ein, lieferte das Rammholz und gab den Bauherren 40 000 Taler Baubeihilfe. Als das Projekt fertig war, lag ihm der Dönhoffplatz am Herzen, und er befahl einfach dem reichen Grafen Alexander v. Dönhoff, den Platz zu bebauen, was dieser auch mit eigenen Mitteln fertig brachte. Der Minister v. Happe mußte einen Teil der Leipziger Straße bebauen, der Baron von Vernizobre einen Teil der Wilhelmstraße, u. a. das Palais des Prinzen Albrecht, der Minister v. Marschall errichtete den Finckensteinschen Palast am Wilhelmsplatz. Wer sich nur irgend beim König beliebt machen wollte, der mußte bauen. Orden und Ehrenbezeugungen regneten auf ihn herab, ja, sogar die Erhebung in den Adelsstand wurde für ein „schön magnifique Haus“ ausgesprochen. Auf diese Weise wurden in nicht viel mehr als einem Jahrzehnt an tausend neue Häuser in Berlin gebaut, und im Jahre 1740 zählte die neue Residenz bereits fast 100 000 Einwohner, eine für die damalige Zeit respektable Größe.

Bunte Chronik

* **Raritäten.** Was hat man unter Raritäten zu verstehen? Es kann ein Gegenstand aus der neuesten Zeit stammen und doch Anspruch auf Rarität besitzen, wie zum Beispiel ein nur in wenigen Exemplaren gedrucktes Buch, oder ein von Künstlerhand entworfenes Schreibzeug, das, wie das berühmte Salzfaß von Benevenuto Cellini, ein einziges mal ausgeführt worden ist. In der Regel versteht man jedoch darunter Gegenstände älteren Datums, namentlich solche, die aus der Mode gekommen oder, selten geworden, zur Nachahmung anreizen. Da fällt unser Blick, so heißt es in einer Plauderei der „Woche“, auf ein zierliches silbernes Döschen, gefüllt mit viereckigen Pflästerchen. Nicht das Döschen ist bemerkenswert, sondern seine Füllung, die ein Unerfahrener als englisches Pflaster beiseite werfen würde. Diese schwarzen Vierecke haben schon einmal dazu gedient, dem Teint einer Urgroßmutter eine besondere Note zu verleihen, vielleicht auch eine über Nacht ausfahrende Hautunebenheit zu versenken, und dazu war das „Schönheitspflästerchen“ bestimmt. Und weiter: in demselben Nachlaß fand sich ein schön geprägter Taler des Sonnenkönigs von 1647. Leicht wiegt er in der Hand. Was hat das zu bedeuten? Er stammt aus einer Zeit, wo man Gift in einer Umhüllung bei sich trug. Bei scharfem Zusehen zeigt sich's, daß man die Münze auseinanderschrauben kann, um verräterische Mitteilungen oder ein befreiendes Pulver darin zu verbergen. Aus derselben Epoche stammt ein wie ein zusammengeklappter Fächer anmutendes Kunstwerk aus Elfenbein, gekrönt von einer als Deckel erkennbaren Muschel, verziert mit einem Damenbildnis in der Mitte, unten auslaufend in einen Männerkopf. Dreht man dieses merkwürdige Gerät um, so entdeckt man, daß die Kehrseite in eine gleichfalls mit beweglicher Muschel versehene Raspel ausläuft. Die Muschel auf der anderen Seite enthielt die Karotte, d. h. das zur Herstellung von Schnupftabak bestimmte Tabakröllchen, das auf der Raspel zerkleinert, in die zweite Muschel gebrauchsfertig hinabrieselte. Unsere Damen sind bis jetzt erst bis zum Rauchen angelangt. Ob sie sich eines Tages, wie die Schönen des 17. Jahrhunderts, zum Schnupfen verstehen werden, ist zu bezweifeln: denn es wäre alsdann nur ein kleiner Schritt zum Priemen, und diese Rarität scheint sich sogar in dem gummikauenden Amerika nicht einstellen zu wollen.

*

* **Roulettespiel als alte Nikolaussitte.** Nach Jahren der Unterbrechung wurde in diesem Jahre in Friedrichstadt in Schleswig zum erstenmal wieder eine Jahrhunderte alte Nikolaussitte geübt. Die Sitte wurde 1621 von den Holländern in Friedrichstadt — die Stadt ist durch holländische Siedlung in der dänischen Zeit Schleswigs entstanden — eingebürgert und besteht darin, daß die Geschäftsleute einen Tag vor und einen Tag nach Nikolaus in ihren Geschäften Roulette mit Einsatz bei jedem zugängiger Beteiligung spielen. Die Gewinner erhalten einen auf den Gewinnbetrag lautenden Gutschein, mit dem sie aus dem betreffenden Geschäft Waren beziehen können. Man nennt die Sitte „Das Verdrehen“. Natürlich bedarf das Spiel der behördlichen Genehmigung.

Lustige Rundschau

Beruhigung. Frau Schiebitzki läßt beim Tischler einen großen Schreibgroßen Schreibtisch nach eigenen Angaben fertigen — eine kleine Weihnachtsfreude für ihren Mann. In eingefleischtem Mißtrauen geht sie um das halbfertige Stück herum und meint: „Ich fürchte aber, Meister, daß Sie mich mit dem Preis sehr überteuert haben!“ — Der Tischler verteidigt sich nach Strich und Faden: „Aber, gnä' Frau, wirklich nicht! Im Ggenteil! Ich verdiene nichts bei dieser Arbeit — ich mache sogar erheblich Schaden.“ — „Na, dann bin ich ja beruhigt“, sagt Frau Schiebitzki.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.